

21. 20. Außenseiter

Von Otto F. [Name]

Franzosen
Zentrum 1935

Leute, die mit der Laterne in der Hand nach neuen Talenten suchen, gibt es soviele wie Wünschelrutengänger, und die Behauptung, daß heute keiner, der nur halbwegs etwas kann, übersehen wird, ist nachgerade ein Gemeinplatz geworden, also wahr.

Schickt einer den Verlegern das Manuskript einer Erzählung, das unfertig in der Form, aber inhaltlich nur einigermaßen verwendbar ist, so kann er sicher sein, daß man ihm Bearbeitung, Kürzung, Einrenkung und was sonst immer in Betracht kommt, vorschlagen wird und die Helfer mitanbietet.

Ein richtiger Verleger steht jeden Morgen den Himmel an, daß er ihm einen Außenseiter ^{findet}, der ein paar Jahrzehnte lang draußen war, dort wo das Leben ist, als Schiffsheizer, Abenteurer, Missionar, Goldgräber, Vagabund, Kaufmann, Diplomat, Pflanzler, und einen Rohschatz von Erlebnissen mitbringt, von dessen Goldwert er selber am besten noch nichts weiß. Die Außenseiter sind mehr gesucht als die berufsmäßigen Autoren, die zwar die Regeln des Handwerks beherrschen, aber Mangel an Rohstoff leiden.

Sehr geschätzt sind auch „Dokumente“, Berichte, die ohne jeden Gedanken an literarische Verwendung hingeschrieben wurden, Tagebücher, Briefe, Akten. Wenn anno 1800 ein Bibliothekar ein Liebesverhältnis mit der Tochter seines Vorgesetzten hatte und die Briefe des Mädchens hundertdreißig Jahre später in einem Schweinslebernen Folianten, wo er sie versteckte, gefunden werden, geht eine Notiz durch die Presse: hier, Dichter, ist ein Stoff aus dem Leben, bearbeitet ihn. So groß ist der Hunger nach dem Nichterbachten, dem, was gewesen ist.

Daß es gewesen ist, trübt manchmal nicht nur dem, der den Stoff anbringt, sondern auch dem Verleger das nüchterne Urteil. Obwohl er Fachmann ist, vergift er, daß ein Buch seine eigenen Gesetze hat. Es darf nicht zu breit sein, es muß Aufbau, Steigerung und alles das haben, was man Form nennt. Statt unnachgiebig darauf zu bestehen, daß der Umfang nicht einen Band überschreitet, läßt der Verleger sich zu zweien überreden, und um die Wirkung ist es geschehn.

Es liegt mir solch ein zweibändiges Lebensbuch vor, 735 Seiten, in denen P. Bertoloh unter dem Titel „Dora Goldenreith“ Geschehnisse aus seinem sechzehnten Jahr erzählt (Verlag Heitz & Co., Straßburg). Da ist auch schon das Vorwort, das „das menschliche Dokument“ gegen die „Kunstform“, um die der Verfasser sich nicht „gekümmert“ habe, ausspielt. Wenn ich mich auf eine Besprechung einlasse, geschieht es, weil Grundsätzliches von Zeit zu Zeit immer wieder gesagt werden soll.

Der Verfasser hat die Vorfälle, von denen er berichtet, während und kurz nach der Erlebniszeit niedergeschrieben, dann liegen lassen und zwanzig Jahre später, als er aus der Welt draußen in seine Heimat zurückkehrt, wiederaufgenommen, zu Ende berichtet, jetzt der Reife teilhaftig, die nötig ist, um das Bild eines früh verstorbenen Mädchens zu zeichnen. Er will nichts retouchieren, nichts ändern, nicht mit literarischen Mitteln arbeiten, denn es

liegt ihm nichts an literarischer Wirkung, der dokumentarische Charakter soll erhalten bleiben... Aber er macht aus seinem Bericht ein Buch, und statt es nur für den kleinen Kreis der Familie zu bestimmen, schickt er es auf den Büchermarkt, liefert es dem Urteil der Allgemeinheit aus und unterstellt damit das Subjektive, Private, Persönliche den schon erwähnten objektiven Gesetzen, die für das Buch, das Literarische, das Kunstmäßige gelten.

Das ist ein nicht genug bedachter Widerspruch, der allen unterläuft, die von der Wichtigkeit ihres Stoffes und ihres Erlebnisses so durchdrungen sind, daß sie sich weigern, nur eine Zeile unter den Tisch fallen zu lassen. Denn, sagen sie, so war es, so wurde es erlebt, so vertrete ich es.

Es ist der Glaube an die Heiligkeit des Rohstoffes. Nur das Entsubjektivierte kann Gestalt und Wirkung werden. Zuviel Herzblut verursacht Stauungen, und Mangel an Abstand hat dieselben Folgen wie die zu nahe an den Gegenstand gebrachte Kamera: es gibt elefantiasische Vergrößerungen.

Ein Autor muß großzügig, ja verschwenderisch mit seinem Stoff umgehen können. Wer einen guten Anzug liefern will, muß hineinschneiden in den Stoff; er kann nicht den ganzen Ballen liefern, weil der so gut und vollkommen gewebt sein mag. Der Dilettant ist ernsthafter als der Künstler, von dem die Haltung des Grandseigneurs verlangt wird. Der Dilettant sitzt auf seinem Stoffe fest, der Gestalter geht um ihn herum.

Im Falle Bertoloh ist das Mädchen in seiner Süße zwischen Weib und Kind so echt gezeichnet, daß diese Stellen ohne Uebersetzung in eine kunstmäßige Erzählung übergehen könnten. Und der Knabe empfindet, was gewöhnlich nur ganz wenige in reiferen Jahren spüren: daß die reine Blume des Gefühls unerbittlich in die Lebenslust der Sinnlichkeit hineinwächst; es bringt ihn in Konflikt mit den Gefährten der burlesken Vubentreiche, er empfindet sich als Verräter an allem Männlichen, für das Weib eine komische Kreuzenz sind.

Der Verräter liebt; er verführt das Mädchen, zwar nicht physisch, wohl aber ersahhaft durch Entfesselung aller Triebe während einer wilden Sportpartie, sie stirbt an der Erkältung und dem inneren Fieber, er fühlt sich schuld und das Erlebnis bestimmt das Weltbild des Mannes; daher die Weigerung, sich nur ein Wort abhandeln zu lassen, die Verteidigung des seelischen Besitzes, die den Dilettanten tiefer als den Künstler macht... und ihn den Weg zum Künstler oder Dichter verlegt.

Mühselos hätte der Stoff sich auf die Hälfte zusammendrängen lassen, von einer Hand, die nicht die Schylock ist. Das wollte ich sagen; man darf mit seinem Pfunde nicht touchern, man muß es ausgeben. Mit Fremdworten läßt es sich am besten sagen: transformieren, sublimieren muß man. Das Leben ist ein gestaltloses Meer, aus dem man nicht ein Bassin voll, nur einen Becher füllen darf; der Griff ist alles.

Zu jedem Schriftsteller kommen Bekannte und auch Fremde und sagen: ich habe einen Stoff für Sie, nichts brauchen Sie zu ändern, so wahr und echt ist es. Es ist nicht wahr und echt, man muß immer ändern.

Frey 21. 16. 3. 35